

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schrift und Volk

Auerbach, Berthold

Leipzig, 1846

Die märchenhafte Gestaltung, das zauberisch Dämonische und das Volksthümliche. Das Mißliche der Nutzanwendungen

[urn:nbn:de:bsz:31-326781](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-326781)

Die märchenhafte Gestaltung, das zauberisch Dämonische und das Volksthümlische. — Das Nisliche der Nusanwendungen.

Die Romantiker griffen in die Vergangenheit zurück, das Zauberische bot sich von selbst dar, sie trieben damit allerhand Spuk zur Verhöhnung der abstrakten Theorien; auch dachten sie an keine Rückkehr ihrer Schöpfungen in das Volk und konnten sich hier um so leichter gehen lassen.

Wie verhält sich aber der moderne volksthümlische Dichter zu dem Märchenhaften, das er vorfindet und aus sich neu schaffen mag?

So lange noch eine polytheistische Auffassung wirklich in den Menschen war, formte sich als bald eine Idee, ein Begriff, Ursache und Wirkung in der Erscheinungswelt zu einer Persönlich-

feit. Wenn die Griechen sich die Naturkräfte und allgemeinen Gesetze des Menschenlebens durch die Repräsentation menschlich ausgestatteter Gottheiten näher brachten, so geschah dies unmittelbar naiv. Gleicherweise auch bei den späteren Völkern, die im Märchenzauber lebten und daran glaubten. Dem modernen Geiste aber, auch dem des Volkes, widerstrebt es, aus dem abstrakten allgemeinen Gedanken wieder zur Personifikation zurückzukehren. Die Märchenbildung hat im Volke aufgehört, und nur an das, was im Volke sich vorfindet, könnte der Dichter sich anschließen.

Durch die Verbreitung des Christenthums, das auf den Grund des Judenthums gebaut ist und vor Allem den abstrakten Gedanken Gottes als reine Idee in dem Menschen hervorrief, ist das Märchenhafte zum irrenden Schatten geworden, der keine rechte Heimat mehr hat und aus dem lebendigen Zusammenhange gerissen ist; selbst der leibhaftige Teufel ist zum abstrakten Bösen abgezehrt. Durch Hervorheben des allgemeinen Menschlichen, durch die Wissenschaft und

den Schulunterricht, die Natur und Geist in allgemeiner Weise kennen lehren, wird es ein vergeblicher Versuch, wiederum Personifizierungen aufstellen zu wollen, die den allgemeinen Gedanken in sich schließen. Darum ist und bleibt auch all der modern fabrizirte Feen- und Geistertram erlogen, in der Seele der Schöpfer selber erlogen oder besten Falles erträumt, aber nicht wirklich gehalten als ein Traum.

In dem modernen Märchen behält Alles in der Regel einen wachsigurnen Charakter; so sehr diese Nachbissürungen auch die Hälse drehen und die Augen rollen, der Maschinenmeister hat sie nur aufgezogen.

Die alten Volksmärchen beruhen, wie von Grimm u. A. erwiesen ist, auf Göttersagen und alten Glaubenslehren und so willkürlich und traumhaft sie auch erscheinen, sind diese wunderbaren Ereignisse u. s. w. doch wesentlich Hüllen für die Darstellung der Naturelemente und ihrer Gesetze. Wie sollen sich nun diese in neuerer Zeit in das Märchenhafte hüllen, nachdem sie in nackter Gesetzesabstraktion gefaßt worden?

Der allegorische Grundcharakter ist in dem modernen Märchen fast ganz zurückgetreten und es wurde bloß krankes, traumhaftes Phantasiespiel, oder wenn jener Charakter sich geltend machte, war er als Abstraktion obenaufgelegt.

Denken wir uns zeitgenössische Erscheinungen, die durch ihre Neuheit noch etwas Geheimnißvolles haben; wir können nur spielerisch etwa für das jüngste Kindesalter als wirklich geglaubte Gestalten daraus bilden. Dem Kinde ist die wirkliche Welt ebenso verhüllt und neu wie die phantastisch erfundene, darum mag sein Sinn eine kleine Weile an die Figuren glauben, die wir da und dorthin versetzen. Weiter hinaus reicht es aber nicht. Betrachten wir z. B. die Dampfkraft mit ihren staunenerregenden Wirkungen. Es ließe sich leicht eine Geschichte erfinden, wie aus den hassenden Elementen, Feuer und Wasser, ein Dämon entstünde, der festgebannet ist, feucht und pfeift und Alles mit sich fortreißt. Es wäre vielleicht möglich, diesen Dampfgeist, oder wie man ihn nennen will, in aller Naivität hinzustellen; es möchte wol als Spielerei er-

gögen, aber wir glauben nicht mehr daran, nicht einmal mit jenem dichterischen Glauben, der „das lustige Nichts benennt und ihm festen Wohnsitz gibt.“ Wir haben diese neue Kraft nicht zuerst als Dämon kennen gelernt, nothwendig verbunden mit dieser Persönlichkeit, wenn man so sagen kann, sondern als allgemeine Naturkraft, in ihren Ursachen und Wirkungen.

Der Menscheng Geist ist zur Anschauung und Erkenntniß des Allgemeinen emporgestiegen, es ist vergebens, ihn auf den überwundenen Standpunkt zurückschrauben zu wollen. Das Ergebniß ist hier nicht viel mehr, als daß eine rhetorische Figur für den allgemeinen Gebrauch erobert wird. Die concret naive Gestaltung der Ideen wird und muß eine andere werden, der eine eigenthümliche Poesie und Lebensfülle nicht abgeht.

Diese Wahrheit muß stets wiederholt werden, weil sich auch der gegenüberstehende Irrthum stets wiederholt. Die alten Formen erneuen sich nicht, wenn auch das Wesen des Geistes ewig dasselbe ist. Der freie Geist läßt sich nicht mehr in die Behausung der Märchen, Dogmen u. s. w.

zurücklocken, er will eine neue ihm genehme Erscheinungsweise.

Wer möchte die tiefe Befruchtung der Phantasie durch das Märchen, den reizenden Duft leugnen, den es über die Welt ausströmt? Muß die neue Gestaltung auch auf diesen verzichten, so wird sie doch in anderer Weise die Schönheit erobern können.

So tief begründet auch der Zug nach dem Märchenhaften im Volksgeiste ist, so läßt sich darin doch kaum mehr als eine Rückständigkeit erkennen, sowol für das bereits Vorhandene (das nach und nach aus dem Volksmunde verschwindet) als auch für etwaige neue Schöpfungen. —

Die Verwendung des Märchenhaften wieder Thierfabel zur Satyre ist aber hiedurch keineswegs ausgeschlossen, indem hiebei von vorn herein die gewohnte Form nur als Widerspiel aufgefaßt wird.

Wie zu dem Märchenhaften, so stellt sich auch die moderne volkstümliche Dichtung zu dem Zauberischen und Dämonischen, das theils aus dem Bereiche des Märchens abgerissen wurde.

Es darf nicht mehr genügen, das oft wunderbare Räthsel vom Zusammenhange alles Lebens durch räthselvoll verkörperte Mächte und Kräfte zu deuten, oder vielmehr bloß zu veranschaulichen, dies muß, so weit es die Erkenntniß zu fassen vermag, in die Klarheit des Gesetzes erhoben werden. Die Erkenntniß hat hier bereits große Gebiete erobert und muß immer weiter vordringen. Es bleibt noch Räthselvolles genug stehen, man hat nicht nöthig, das offenbar gewordene geflüßentlich zu vernieten.

Mag man es auch für prosaische Aufklärung halten, ich stehe fest auf der Ansicht, daß ein Anknüpfen an das Dämonische und Wunderbare eben so sehr auf einen äußern, geschichtlichen, als auch auf einen innern, natürlichen Widerspruch stößt.

Die dünne Schnur, an der ein Amulet um den Hals hängt, mag wenig schaden und sogar eine Zierde sein; aber sie ist ein ausgezogener Faden aus der großen Fessel und dem großen Narrenseil, daran die Menschheit gebunden wird *).

*) So unvergleichlich schön z. B. auch Cl. Brentano's „Geschichte vom schönen Annerl und dem braven Kas-

Hebel wies dem Märchenhaften nur den kleinen Raum an, den es wirklich noch im Volke inne hat. Statt sich dabei aber rein gegenständlich zu verhalten, stellt er sich auf den rationalistisch symbolisirenden Standpunkt. Dies zeigt sich in dem Gedichte, „Geisterbesuch auf dem Feldberg.“ Obgleich er in der Einleitung sich offenbar harmlos dem Geisterleben hingeben möchte, vermag er es dennoch nicht. Das auch sonst von Hebel geschene Aufgebot der Engel ist mehr traditionell als neu belebt und hier bleibt die Personifizierung zweier menschlicher Grundleidenschaften eben nur gemacht. Der Gedanke war vor der Personifikation da, ein unwandelnder Geist, der sich nothdürftig einen Körper suchte. — In dem Gedichte „Niedliger's Tochter,“ das die schöne Sage von dem zauberischen Spinnrädchen enthält, das allein spinnst u. s. w., wird zuletzt eine rationalistische Wendung genommen.

perl“ ist, möchte ich, neben anderweitiger Häufung der Motive, die Szene mit dem Richtschwert wegwünschen. Die Poesie wird dadurch nicht gehoben und das Ganze erhält damit einen fatalistischen Charakter, der die menschlich einfache Theilnahme beeinträchtigt.

Gleicherweise erhält in dem „Karfunkel“ das plastisch hingestellte Einwirken des Teufels zuletzt eine ideelle Verflüchtigung.

Konnte sich vielleicht der Dichter Hebel hierbei nicht von dem freisinnigen Theologen losmachen? Fürchtete er ein neues Eindringen des Aberglaubens durch die Poesie?

Wenn man einmal solche Stoffe aufnimmt, müssen sie rein gegenständlich in ihrer eigenen Fassung gehalten bleiben, jede Zuthat fremder Betrachtung bringt ein unruhiges Licht hinein. —

Von den Romantikern unterscheidet sich Hebel auch noch dadurch, daß ein großer Theil, namentlich der erzählenden Gedichte, eine ausgesprochen lehrhafte Richtung hat, während die Romantiker die Poesie als Selbstzweck festhielten, und gewiß mit Recht. Das wahrhaft Schöne verpflichtet, ohne eingelegter weiterer Tendenzen zu bedürfen. Tief erquickend ist der fromme Ton, der durch Hebel's Gedichte geht, nicht jener gemachte, aus feuchten Kirchenmauern geholte, sondern als freier Widerhall des Lebens. Dagegen möchte man den lehrhaften Anhang meist gerne

entbehren. Ich will hier nur ein Beispiel erwähnen. In dem Gedichte: „Der Knabe im Erdbeerschlag“, wird erzählt, daß ein Knabe im Walde Erdbeeren aß, ein Engel kommt dazu und fragt: „was isfisch? i halt's mit,“ der Bub sagt: „He nüt“ (ach nichts) und zieht die Mütze nicht ab. Seitdem sättigen die Erdbeeren nicht. Nun schließt Hebel:

Was gibi der für Lehre dri?
 Was feisch derzue? Mer mueß
 Vor fremde Lüte fründli si,
 Mit Wort und Red und Gruetz;
 Und 's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,
 Zust het me Schimpf und chunnt nit wit.

Ist das nun nothwendig die Lehre dieser Geschichte, oder ist sie wirklich nur „dreingegeben?“ Die schöne Verleugnung des Knaben, daß er etwas esse, kann wol mit mehr Recht das Wesentliche dieser Dichtung sein als das „Chäpplilüpfe,“ die Folge, daß man nun immer ohne Sättigung oder gewissermaßen nichts esse, wenn man Erdbeeren verzehrt, ergibt sich ungezwungener; ja man könnte noch tiefer ge-

hen und hierin die Darstellung und Deutung des Verhältnisses finden, daß Alles, was in unserm Culturzustande die Natur noch wild wachsend um uns her stellt, nur Leckerbissen und eigentlich keine ausreichend sättigenden Nahrungsmittel sind *).

Die Volksdichtung hat oft solche wunderbare Geschichten, um daraus eine Naturerscheinung zu erklären, oft wird damit ein mystischer Naturzug gedeutet, wie z. B. bei der Schöpfung des Weibes aus der Rippe des Mannes, woraus dann gefolgert wird „darum verläßt“ u. s. w. Oft auch wird damit mehr ein Spiel getrieben, wie z. B. aus dem versunkenen Schiffe mit der ewig klappernden Salzmühle erklärt wird, daß „darum“ das Meer salzig sei. Solcher Schluß ist aber meist nur als kindliches Spiel angehängt, oder als Neckerei u. dgl.

Einem für sich selbst sprechenden Gedichte

*) Wenn daher Servinus bei Hebel „die naiv gebrachten Lehren, die nirgends den Lehrmeister verrathen,“ besonders hervorhebt, so bedarf die Allgemeinheit dieses Ausspruches gewiß der Einschränkungen.

eine Nutzenanwendung anheften, bleibt darum aber nicht minder mißlich.

Ein Gedicht, in seiner Vollendung als Kunstwerk, ist wie ein Naturerzeugniß, das auch keine Gebrauchs- und Anschauungsweise mit zur Welt bringt und für sich festsetzt; es ist im Gegentheil der mannigfachsten Verwendung und Betrachtung fähig. Nicht einmal der Dichter selber hat das Recht, die allein geltende Deutung seines Kunstwerkes festzusetzen. Suchte er auch eine ihm klar vorschwebende Idee zu gestalten, so kann sich doch, ohne sein Wissen, während des Schaffens etwas Anderes als Mittelpunkt hervorgedrängt haben. Das unmittelbare Leben tritt hier in eine Berechtigung, die sich durch keinen vorgefaßten Entwurf absperrern läßt. Kein dichterisches Kunstwerk läßt sich streng und allein nach dem vorher gefaßten Gedanken ausführen; in der Ausführung selber herrscht eine neue, stets sich fortentwickelnde und modifizierende Produktivität.

Dieses Gesetz herrscht in der Kunst, wie in dem organisch sich fortbildenden Leben.

Das Kunstwerk hegt den ethischen Grundzug

nothwendig in sich, dieser darf aber nicht in formulirte allgemeine Sätze gefaßt, auf fliegende Zettel verzeichnet, den Gestalten um den Mund hängen; aus der ganzen Fassung des Lebens muß er von selbst sprechen und dem selbstthätigen Beschauer überlassen bleiben, dem, was den Schöpfer belebte, nachzugehen.

Bei der Dichtung für einen bestimmten Zweck mag die Dogmatisirung hingehen, weil die Gestaltung hier überhaupt weiter nichts als Illustration eines allgemeinen Gedankens ist, sie ruht nicht in sich, wie das Kunstwerk, wie das organische Erzeugniß, durch das ebenmäßig vertheilte Gewicht, sondern stützt sich auf ein außer ihr Festgestelltes.

Man muß im Leben und Thun, besonders aber im dichterischen Schaffen, den Muth haben, sich verkennen, oder nicht richtig erkennen zu lassen. Das erklärende Beispringen wird glücklichsten Falls bloß lächerlich. Freilich wird jene Selbstverleugnung im großen Ganzen wie in einzelnen Theilen oft sehr schwer, und trotz der besten Vorsätze kommt man oft davon ab,

sodas es in manchen Dichtungen oft geht, wie in dem chinesischen Märchen von Andersen (die Nachtigall), wo die Blumen alle Schellen haben und, wenn Jemand vorübergeht, klingen, damit sie ja nicht unbemerkt gelassen werden.

Für die Volksdichtung steht hier namentlich die Bibel als Muster da, die die tiefdeutigsten Thatsachen unbefangen hinstellt.